

Team aus der Sozialstation ist kein mobiles Einsatzkommando

Die Arbeit in der Kranken- und Familienpflege ist manchmal ziemlich „happig“

mot. – Früher, ja damals! – Manchmal, so bestätigt die Geschäftsführerin des Ludwigsburger Sozialamtes, Adelheid Teubert, kämen gerade ältere Mitarbeiter beim Erzählen ein wenig ins Schwärmen. Als es noch die Gemeindegemeinschaft gab, die oft Diakonisse oder Ordensschwester in kleineren Orten war, da sei man Tag und Nacht nicht zur Ruhe gekommen. Aber nicht nur das. Außerdem sei die Schwester auch Mädchen für alles gewesen: Krankenschwester, Hauspflegerin, Seelenrösterin, Putzfrau oft, manchmal Köchin, Schlichterin von Ehestreit oder Ersatz-Erzieherin der Kinder. Alles kam da zusammen für die Frau, die dabei freilich auch alle Familien und Einwohner der Gemeinde in- und auswendig kannte und daneben auch bei so vielen Krankheiten ihr eigenes Rezeptkästlein hatte. Einiges habe sich da schon geändert, meinte die Leiterin der Sozialstation im Gespräch mit der LKZ weiter; etwas mehr Spezialisierung bei der Arbeit, die Trennung der Bereiche Krankenpflege und Hauspflege beispielsweise sei notwendig geworden und medizinische Verrichtungen würden nur noch nach Anweisung des Arztes ausgeführt. Dabei seien allerdings die menschlichen Zusatzaufgaben noch oftmals dieselben.

Kein Wunder also, daß die insgesamt knapp 60 haupt- und nebenberuflichen Mitarbeiter der Sozialstation Ludwigsburg, die im Kranken- und Hauspflegebereich arbeiten, in ihrer Arbeit umfassend gefordert sind. Dabei sei es manchmal gar nicht so einfach, an die Leute heranzukommen. Freilich sei es die Regel, daß kranke oder alte Menschen selbst die Hilfe der Sozialstation anforderten. Manchmal jedoch würde die Station auch von Angehörigen oder Nachbarn auf Fälle aufmerksam gemacht, in denen Kranken oder Ältere dringend hilfsbedürftig seien. Hier könne es bisweilen dazu kommen, daß die Betroffenen die Hilfe zunächst einmal gar nicht annehmen wollten, aus Mißtrauen gegenüber den Schwestern oder Pflegern oder auch einfach aus Furcht davor, die Nachbarn könnten erfahren, daß hier jemand von der Sozialstation zugange sei.

Aus der Tür gewiesen

Außerst massiv wurde denn auch erst vor kurzem eine Helferin aus der Asperger Straße von einer resoluten alten Dame aus der Tür gewiesen. Sie könne ihren Haushalt noch allemal alleine bewältigen, meinte die über Neunzigjährige, und es

half der jungen Pflegerin zunächst einmal nichts, daß sie bettelte, der stark sehbehinderten alten Frau doch einmal die Wäsche waschen, die Wohnung putzen oder das Geschirr spülen zu dürfen.

Man werde es eben wieder und wieder versuchen müssen, so die Leiterin der Sozialstation dazu. „In solchen Fällen müssen wir das Vertrauen langsam erwerben.“ Einfach links liegen lassen könne man sie ja nicht, denn schließlich fühle man sich in der Sozialstation – die übrigens eine der größten und bestausgebauten in Baden-Württemberg sei – überall dort verantwortlich, wo Not am Mann ist. Aber manchmal müsse man eindeutig hilfsbedürftigen Menschen eben erst klar machen, daß es keine Schande sei, in der Not auch Hilfe anzunehmen.

Sozialstation als Dach

Die Regel für Kranken-, Haus- und Familienpflegerinnen von der Sozialstation ist freilich, daß sie von Betroffenen selbst gerufen werden. Und: „Wenn ein Kranker oder Pflegebedürftiger oder auch dessen Arzt uns ruft, dann kommen wir.“ Dabei sei es völlig gleichgültig, ob er Mitglied in seinem örtlichen Krankenpflegeverein sei oder gar welcher Konfession er angehöre.

Denn: Die Sozialstation Ludwigsburg e.V. ist sozusagen der Dachverein für die neun ansonsten unabhängig weiterbestehenden Krankenpflegevereine der einzelnen Stadtteile und der Kernstadt geworden. Evangelische und katholische und nichtkonfessionelle Krankenpflegestationen haben sich somit bei der Gründung

In der Urlaubszeit besonders gefragt

Die Wochen und Monaten, in denen alle Welt Ferien macht, sind freilich gerade für die Krankenpflege und auch für die Haus- und Familienpflege, was die Einsatzzeiten betrifft, nicht so günstig. Ärzte und Angehörige gehen zumeist in Urlaub, zu Hause bleiben hilfsbedürftige Alte oder Kranke. Häufig würden auch Patienten aus Krankenhäusern gerade über Weihnachten oder andere Feiertage nach Hause entlassen, weil da auch in den Kli-

der Sozialstation im Jahr 1974 zu koordinierte Arbeit zusammengefasst, um einen besseren Dienst zu erreichen.

Genauso wurden die Hauspflege des Deutschen Evangelischen Frauenbundes, das Katholische Hauspflegewerk sowie die Hauspflege des Deutschen Roten Kreuzes in die Sozialstation integriert, der zudem als Kooperationspartner auch die Hauspflege der Arbeiterwohlfahrt angeschlossen ist.

So kommt es, daß die vorhandenen Pflegekräfte, die teilweise verschiedene zusätzliche Spezialausbildungen absolviert haben, je nach Notwendigkeit und Qualifikation eingesetzt werden können. Ein Service, der gerade in der Krankenpflege den betroffenen Patienten sehr zustatten kommt. Allerdings: Die Krankenschwestern sind nicht etwa mobile Einsatzkommandos, sie werden nicht als Spezialisten für bestimmte Verrichtungen in entsprechenden Fällen eingesetzt. Dafür sei die Gemeindepflege ein zu empfindlicher Bereich und eine Schwester oder Pflegerin sei mehr als nur eine Angestellte in Sachen Krankheit.

Ganz persönliche Pflege

Zwanzig Mitarbeiter, alles ausgebildete Krankenschwestern und -pfleger, zählt die Sozialstation einzig im Bereich der Krankenpflege, davon allein zehn, die in der Innenstadt tätig sind. Sie brauchen Fingerspitzengefühl nicht nur beim täglichen Waschen und Betten der ihnen anvertrauten Patienten oder bei den medizinischen Verrichtungen, wie Spülungen, Injektionen, Einreibungen, Bädern.

Auf das richtige Verhalten komme es auch im Gespräch mit Schwerkranken und deren Familien oder gegenüber unheilbar Kranken an, die, wenn es medizinisch zu vertreten sei, inzwischen wieder häufiger aus den Krankenhäusern entlassen würden und die zu Hause nur noch auf den Tod warten könnten. Da müsse Krankenpflege von Fall zu Fall spezifisch gehandhabt werden; die jeweilige Schwester „übernimmt die ganz persönliche Pflege des Patienten“, was eben auch gekoppelt sei mit einer Bereitschaft rund um die Uhr, auch dann, wenn sie noch eine eigene Familie habe. „Gearbeitet wird, solange Arbeit da ist“, unterstreicht die Leiterin der Sozialstation gemeinsam mit einer ihrer Einsatzleiterinnen. Auf einen Acht-Stunden-Tag und eine Fünf-Tage-Woche könne da eben nur „so ungefähr“ geachtet werden, indem man versuche, die oft notwendigen Überstunden zu günstigeren Zeiten auszugleichen.

niken Pflegepersonal in größerer Zahl im Urlaub sei. In solchen Fällen haben die Gemeindegemeinschaften einzuspringen und den notwendigen Überbrückungsdienst daheim zu leisten.

Auch die Haus- und Familienpflegerinnen sind oft gerade in der Urlaubszeit am ehesten gefragt. Die acht festangestellten und rund 30 freien Mitarbeiterinnen der Sozialstation, die in diesem Bereich tätig sind, haben darüber hinaus jedoch zumeist dann einzuspringen, wenn alleinstehende Personen ihren Haushalt nicht mehr selbst führen können oder wenn in einer Familie die Mutter durch Krankheit ausfällt. In solchen Fällen ist die Hauspflegerin nicht nur zuständig für die Grundpflege eines zu Hause weilenden Patienten, sondern auch für die Weiterführung des Haushalts und für die Aufsicht über die Kinder.

Dabei sei, so die Geschäftsführerin der Sozialstation im Gespräch weiter, eine



Haus- und Familienpflege: Die ganz persönliche Versorgung der Hilfsbedürftigen gehört mit zur Arbeit.

Hauspflegerin vor allem deshalb außerordentlich gefordert, weil sie nicht nur die anfallende Arbeit zu leisten habe, sondern diese nach Möglichkeit auch so leisten solle, daß nicht der ganze Haushalt umgekrempelt wird. Sie habe sich voll in die Familie oder die entsprechende Gemeinschaft zu integrieren, damit nicht zur ohnehin vorhandenen Belastung der betroffenen Familie auch noch ein Bruch in den alltäglichen Gewohnheiten komme.

„Delikate“ Situationen

Keineswegs nur die Haus- und Pflegearbeit verlange hier eine glückliche Hand. „Delikat“ könne es bisweilen zudem werden, wenn die Pflegerin in Familien- oder Ehestreitigkeiten hineingezogen werde, weil sie nach einer gewissen Zeit eben auch als Vertrauensperson und Ansprechpartner fungiere. Aber auch den entgegengesetzten Fall gebe es: dann nämlich, wenn die Mitarbeiterin der Sozialstation von der Gemeinschaft, der sie helfen will, im Umgang und bisweilen sogar öffentlich zur „Putzfrau“ degradiert werde. Neben psychologischem Einfühlungsvermögen sei deshalb darüber hinaus die Fähigkeit zur Selbstbehauptung gefordert.

Natürlich könne man den Anforderungen durchaus gut gerecht werden, wenn eine Pflegerin – wie es der Idealfall vorschreibe – nur einen „Klienten“ zu versorgen habe. Wenn allerdings einem Mitarbeiter bis zu drei Pflegestellen zugeteilt werden müßten, werde es happig. Dies habe sich im vergangenen Jahr gezeigt, wo so viele Pflegefälle aufgetreten seien, daß man knapp in Personalnot geraten sei. Auch derzeit noch seien es rund hundert Familien, die versorgt würden.

Freilich weiß man in der Sozialstation, daß Hauspflege nur dann verlangt werde, wenn sie sich nicht mehr umgehen lasse. „Wer hat schon gern einen zunächst einmal fremden Menschen im Haus, von dem sich auf Dauer nichts verbergen läßt?“ Hier allerdings sei darauf hinzuweisen, daß die Pflegerinnen genauso wie auch die Krankenschwestern der absoluten Schweigepflicht unterlägen.

Kosten sind wichtig

Außer dem Mißtrauen gegenüber dem „fremden Menschen“ ist für die meisten Betroffenen aber auch die Kostenfrage

von großer Bedeutung. 6,50 Mark Stundenlohn ist für eine Haus- und Familienpflegerin zu bezahlen, eine Summe, die inzwischen fast nicht mehr ausreicht. Die Sozialstation selbst nämlich hat für eine Pflegerinnenstunde rund 20 Mark zu bezahlen. Für die Pflegekosten einer Schwester fallen rund 22 Mark an.

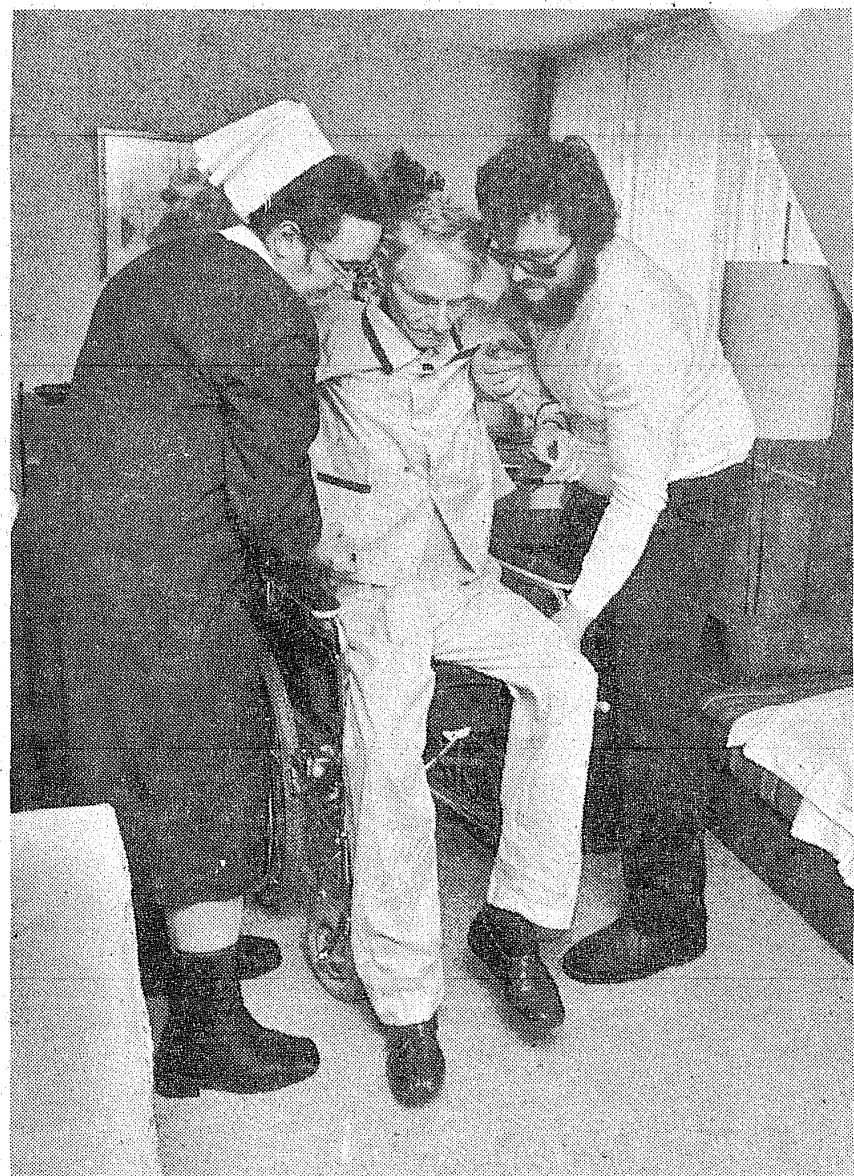
Demgegenüber wird dem Patienten, falls er Mitglied in einem der örtlichen Krankenpflegevereine ist, eine Gebühr von zwei Mark für einen Pflegebesuch berechnet, nachdem er allerdings zunächst einmal 14 Besuche umsonst erhält. Für medizinische Verrichtungen sind jeweils acht Mark zu bezahlen. Dasselbe gilt für Nichtmitglieder, die allerdings keine Besuche umsonst erhalten und zudem von Anfang an eine „Ganggebühr“ von sechs Mark leisten müssen.

Um eine Erhöhung der Gebühren für die Hauspflege will man, obgleich sie notwendig wäre, versuchen herinzukommen, unterstrich die Leiterin der Sozialstation. Noch hoffe man auf eine Zusage des Landkreises, daß dieser seinen Zuschuß erhöhe.

Mehr Mitglieder nötig

Vor allem jedoch wünscht sich die Sozialstation noch mehr Mitglieder in den einzelnen örtlichen Pflegevereinen. Besonders jüngere Bürger seien aufgefordert, hier – gerade auch solange sie gesund seien –, helfend mitzuwirken. Schließlich liege der Jahresbeitrag nur bei 25 Mark pro Familie oder Wohnungsgemeinschaft. Die Mitgliedschaft gewährleistet im Krankheitsfall das Recht auf Pflege durch Mitarbeiter des Teams aus der Sozialstation.

Die Beiträge der Mitglieder seien es letztlich, die die Grundlage für die Finanzen der Sozialstation bildeten. Zuschüsse erhält die Sozialstation vom Land Baden-Württemberg, vom Landkreis und von der Stadt. Insgesamt allerdings bildeten diese Zuschüsse, so Adelheid Teubert, lediglich 30 bis 40 Prozent der Gesamtkosten, die für die Pflegekräfte aufzuwenden seien. Immerhin liege der Aufwand für eine ausgebildete Kraft jährlich zwischen 40 000 und 45 000 Mark. Kosten für notwendige Fahrzeuge und anderes seien dabei noch nicht mitgerechnet. Der Gesamt-Etat der Sozialstation beläuft sich nach Auskunft der Leiterin auf rund 1,5 Millionen Mark jährlich.



Krankenpflege: Manchmal muß man auch zu zweit sein, um Patienten angemessen zu versorgen.



Das Krankenpflege-Team aus der Innenstadt gemeinsam mit den Vertretern der Sozialstation in der Asperger Straße 38. Bilder: LKZ-Zeller

